

Daniel Burghardt, Moritz Krebs (Hg.)
Verletzungspotenziale

In der Reihe PSYCHE UND GESELLSCHAFT sind bisher unter anderem folgende Titel erschienen:

- Felix Brauner:** Mentalisieren und Fremdenfeindlichkeit. Psychoanalyse und Kritische Theorie im Paradigma der Intersubjektivität. 2018.
- Ulrich Bahrke, Rolf Haubl, Tomas Plänkner (Hg.):** Utopisches Denken – Destruktivität – Demokratiefähigkeit. 100 Jahre »Russische Oktoberrevolution«. 2018.
- Bandy X. Lee (Hg.):** Wie gefährlich ist Donald Trump? 27 Stellungnahmen aus Psychiatrie und Psychologie. 2018.
- Sascha Klotzbücher:** Lange Schatten der Kulturrevolution. Eine transgenerationale Sicht auf Politik und Emotion in der Volksrepublik China. 2019.
- Oliver Decker, Christoph Türcke (Hg.):** Ritual. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2019.
- Oliver Decker, Christoph Türcke (Hg.):** Autoritarismus. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2019.
- Rolf Haubl, Hans-Jürgen Wirth (Hg.):** Grenzerfahrungen. Migration, Flucht, Vertreibung und die deutschen Verhältnisse. 2019.
- Caroline Fetscher:** Das Paddock-Puzzle. Zur Psychologie der Amoktat von Las Vegas. 2021.
- Johann August Schüle:** Psychoanalyse als gesellschaftliche Institution. Soziologische Betrachtungen. 2021.
- Steffen Elsner, Charlotte Höcker, Susan Winter, Oliver Decker, Christoph Türcke (Hg.):** Enhancement. Kritische Theorie und Psychoanalytische Praxis. 2021.
- Florian Bossert:** Viraler Angriff auf fragile Subjekte. Eine Psychoanalyse der Denkfähigkeit in der Pandemie. 2022.
- Klaus Ottomeyer:** Angst und Politik. Sozialpsychologische Betrachtungen zum Umgang mit Bedrohungen. 2022.
- Carlo Strenger:** Die Angst vor der Bedeutungslosigkeit. Das Leben in der globalisierten Welt sinnvoll gestalten. 2. Aufl. 2022.
- Hans-Jürgen Wirth:** Gefühle machen Politik. Populismus, Ressentiments und die Chancen der Verletzlichkeit. 2022.
- Caroline Fetscher:** Tröstliche Tropen. Albert Schweitzer, Lambarene und die Westdeutschen nach 1945. 2022.

PSYCHE UND GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON JOHANN AUGUST SCHÜLEIN
UND HANS-JÜRGEN WIRTH

Daniel Burghardt, Moritz Krebs (Hg.)

Verletzungspotenziale

Kritische Studien zur Vulnerabilität im Neoliberalismus

Mit Beiträgen von Daniel Burghardt, Markus Dederich,
Ramona Franz, Benigna Gerisch, Günter Götde,
Stefanie Hürtgen, Vera King, Moritz Krebs, Aaron Lahl,
Katharina Lux, Benedikt Salfeld, Matthias Steffel,
Hans-Jürgen Wirth und Jörg Zirfas

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2022 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen
info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: László Moholy-Nagy, *D IV* (1922)

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: SatzHerstellung Verlagssdienstleistungen Heike Amthor, Fernwald

ISBN 978-3-8379-3090-0 (Print)

ISBN 978-3-8379-7859-9 (E-Book-PDF)

Inhalt

Verletzungspotenziale	7
Über Optimierung und Vulnerabilität in der Gegenwart – ein Vorwort	
<i>Daniel Burghardt & Moritz Krebs</i>	
Das neue Bewusstsein der Verletzlichkeit	23
<i>Hans-Jürgen Wirth</i>	
Kritik der Verletzbarkeit	53
Versuch über eine Kritische Theorie der Vulnerabilität	
<i>Daniel Burghardt</i>	
Kritik der Optimierung	67
Versuch über die politische Ökonomie der Zeitlichkeit	
<i>Moritz Krebs</i>	
Unsicherheit, Angst und Risiko	81
Zur humanwissenschaftlichen und pädagogischen Formierung von Vulnerabilität	
<i>Markus Dederich & Jörg Zirfas</i>	
Vulnerabilität und Rationalisierung	95
Über reflexive Verstrickungen im beschädigten Leben	
<i>Matthias Steffel</i>	

**Glokale Produktion, Dauerkrise in der Arbeitswelt
und strukturell erschöpfte Subjekte** 111

Stefanie Hürtgen

Das Leid der Sprachlosigkeit 129

Versöhnung und Unversöhnlichkeit in der feministischen Kritik
der neuen Frauenbewegung

Katharina Lux

Selbstoptimierung oder Selbstsorge? 149

Fallbeispiele aus psychodynamischer Sicht

Günter Götde

**Zwischen vulnerabler Empfänglichkeit
und vermeidender Abgrenzung** 173

Eine psychoanalytische Untersuchung
der psychischen Verarbeitung von Selftracking
bei Frauen mit Bulimie

Ramona Franz, Benigna Gerisch, Vera King & Benedikt Salfeld

Männliches, Allzumännliches 193

Fallrekonstruktion zur psychischen Bedeutung von »NoFap«

Aaron Lahl

Verletzungspotenziale

Über Optimierung und Vulnerabilität in der Gegenwart – ein Vorwort

Die neoliberale Konstellation

Der vorliegende Band verfolgt die auf den ersten Blick zwar einleuchtende, auf den zweiten Blick jedoch recht voraussetzungsvolle These, dass soziale Machtkonstellationen spezifische Verletzungsformen potenziell hervorrufen. Gemeinhin wird der in den letzten Jahren interdisziplinär prominent gewordene Vulnerabilitätsbegriff mit unterschiedlichen gesellschaftlichen, kulturellen und technischen Entwicklungen assoziiert, die allesamt auf mögliche Gefährdungen, Risiken oder Krisen verweisen. Unser Anliegen ist es, an diesen Diskurs anzuknüpfen und ihn zugleich um eine kritische Dimension zu erweitern. Der im Untertitel angesprochene Begriff des Neoliberalismus wird in den gegenwärtigen Debatten häufig als Einsatzpunkt der Gesellschaftskritik benannt. Auch hieran schließen wir an, halten es jedoch für ratsam, eine Klärung vorzuschicken. Denn mit dem gegenwartsdiagnostischen Terminus »Neoliberalismus« sind eine Fülle von Deutungen und teilweise konkurrierenden Verständnissen verbunden, sodass wir zunächst erläutern wollen, in welcher Weise der Begriff hier Verwendung findet und welchen Stellenwert wir ihm beimessen. Der Begriff hat seit den 1970er Jahren eine steile Karriere hinter sich. Zunächst als Bezeichnung für wirtschaftstheoretische Positionen der Neoklassik, die sich explizit gegen den seit der Weltwirtschaftskrise der späten 1920er Jahre einflussreichen Keynesianismus richteten, wurde »Neoliberalismus« in den 1970er und 1980er Jahren zu einem Ausdruck für unterschiedliche politische Positionen und Programmatiken, die sich positiv auf die mit neoliberaler Wirtschaftstheorie verbundenen Reformvorschläge von Privatisierung, Deregulierung und Sozialabbau bezogen. Darüber hinaus avancierte der Begriff spätestens ab den 1990er Jahren zum politisch-aktivistischen und sozialwissenschaftlich-zeitdiagnostischen Terminus, mit dem insbesondere auf die immer deutlicher erkennbaren sozialen Folgen von *Reagonomics*, *Thatcherism* (Stuart Hall) und ähnlich gelagerten soziopolitischen Tendenzen Bezug genommen wurde.

Nicht immer war dabei der Gegenstandsbereich klar umfasst, und teilweise wurden Differenzen im politischen Diskurs damit unkenntlich. Bis heute reißen deshalb auch

die Einwände gegen die Verwendung des Begriffs nicht ab. In einer historisch-systematischen Rekonstruktion des Begriffs des Neoliberalismus können – Katharina Walgenbach (2019) folgend – verschiedene Kritikpunkte gegen dessen Verwendung aufgeführt werden: So wird etwa von wirtschaftsliberaler Seite eingewandt, dass sich niemand mehr als »neoliberal« bezeichnen würde und dass beispielsweise der Ordoliberalismus, wie er sich in wirtschaftsliberalen Zirkeln der Zwischenkriegszeit entwickelt hat, sich gerade vom marktradikalen »Laissez-faire-Kapitalismus« abgrenzen würde (ebd., S. 29). In etwas anderer Weise hat sich Axel Honneth gegen die sozialwissenschaftliche Verwendung des Begriffs gewandt. Seines Erachtens ist die Verwendung zu unspezifisch und widersprüchlich. Er sieht insbesondere die von Kritiker*innen des Neoliberalismus angeführte veränderte Rolle des Staates nicht als sinnvolles Kriterium an, um eine Differenz zum Nachwächterstaat des klassischen Liberalismus auszumachen. Nach Reinhard Koselleck wiederum ist es nicht möglich, Begriffe historisch und semantisch auf einen bestimmten Gehalt festzulegen (ebd., S. 29ff.). Schließlich wird mitunter auch diskutiert, ob nicht deswegen nicht (mehr) von »Neoliberalismus« gesprochen werden könnte, weil proprietäre, privatisierte Märkte, die keine neutrale Tauschinstanz darstellen und für den digitalen Kapitalismus der Gegenwart prägend sind, doch mit allen liberalen Spielarten des Kapitalismus brächen (Staab, 2021, S. 35). Joscha Wullweber (2021) betont die Verschränkung von Kapital und öffentlichen Institutionen, und spricht vom zeitgenössischen Kapitalverhältnis als »Zentralbankkapitalismus«.

Sozialhistorisch betrachtet, ist der Neoliberalismus immer im Kontext von Konflikten, Kompromissen, Koalitionen und Kontroversen zu verorten. Deshalb spielen sowohl Veränderungen als auch Beharrungskräfte etablierter Strukturen in der Verwirklichung neoliberaler Vorstellungen durch nationalstaatliche Regierungen oder transnationale Organisationen eine Rolle. »Neoliberalismus« funktioniert deshalb nur dann als analytischer Begriff für gegenwärtige gesellschaftliche Verhältnisse, wenn die jeweiligen historischen, politischen und sozialen Kontexte berücksichtigt werden (Walgenbach, 2019, S. 45). Daher tritt Walgenbach dafür ein, »Neoliberalismus« als Begriff der Kritik zu verwenden: »Insofern stellt sich weniger die Frage, inwiefern Autor_innen sich selbst als neoliberal bezeichnen, sondern inwiefern der Begriff Neoliberalismus einen Teil zur Dechiffrierung der sozialen Phänomene bzw. Probleme unserer Zeit beitragen kann« (ebd., S. 31).

Aus staatsanalytischer Perspektive dagegen markiert der Terminus des Neoliberalismus im Wesentlichen eine Transformation der aktuellen Staatsformationen, die eng mit Begriffen wie »Postfordismus« und »Globalisierung« korrespondiert. Gegen die populäre und pauschalisierende Formel »Neoliberalismus = weniger Staat und mehr Markt« ließe sich hiernach einwenden, dass diese eine eklatante Verkürzung darstellt. Denn die sozialen Symptome der ökonomischen und politischen Krisen der 1970er Jahre mündeten in Rufe nach restriktiverer Sozialpolitik sowie nach innerer Sicherheit (Hall et al., 1978), und der dann sukzessive einsetzende staatliche Rückzug aus der Fürsorge wurde vom gleichzeitigen Ausbau der Repressionsorgane gegen

die sich auftuenden Widerstände begleitet. Begleitet wurden diese Phasen eines »disziplinierenden Neoliberalismus« (Kannankulam) auch von sozialem Widerstand und krisenhaften Bildern von sich auftürmenden Särgen in Liverpool oder in Alufolie eingewickelte Patient*innen in britischen Krankenhäusern, denen aufgrund des streikenden Personals keine Bettwäsche mehr zu Verfügung stand (Gamble, 1994). Neoliberale Staatlichkeit ist gekennzeichnet durch klassenspezifische Neujustierung von Wohlfahrtsstaat und Repression (Wacquant, 2009). Der Staat begegnet den unteren sozioökonomischen Klassen mit Druck, Einschüchterung und Punitivität, während er den oberen Klassen eher freundlich und zugewandt entgegentritt. Klassentheoretisch bedeutet dies, dass prekäre Lebenssituationen systematisch mit einem höheren Niveau an Repression einhergehen: »Nicht ökonomisches Versagen, sondern ökonomischer Erfolg erfordern den aggressiven Einsatz von Polizei, Gericht und Gefängnis in den Niederungen des sozialen und physischen Raums« (ebd., S. 312). Dabei gefährdet die Anwendung einer neoliberalen Form des »Regierens mit der sozialen Unsicherheit« demokratische politische Formen grundlegend (ebd., S. 316). Nicos Poulantzas erkannte in den staatlichen Um- und Rückbaumaßnahmen, welche sich unter anderem durch eine Verschiebung der Legislative hin zur Exekutive sowie den wachsenden Einfluss demokratisch nicht-legitimierter Machtzentren auszeichnet, einen »autoritären Etatismus«, der bis heute das Krisenmanagement unter neoliberalen Vorzeichen charakterisiert (Kannankulam, 2008). Mit dem Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems begleiteten unterschiedliche historische Wegmarken den Einzug des Neoliberalismus in die Politik: Zu nennen wären neben dem Militärputsch in Chile von 1973 und der darauffolgenden politischen und ökonomischen Umgestaltung unter Beteiligung von Vertreter*innen der Chicago School auch die Wahl von Margaret Thatcher zur britischen Premierministerin 1979 sowie die Wahl Ronald Reagans zum Präsidenten der USA 1981, dann aber insbesondere der Zusammenbruch der Sowjetunion und die daraufhin einsetzende globale Wirkmächtigkeit neoliberaler Wirtschafts-, Entwicklungs- und Handelspolitik (Walgenbach, 2019, S. 43).

Seit den 1970er Jahren sind – vom Neoliberalismus beeinflusst – Ökonomien, Staaten und Gesellschaften auf vielen Feldern tiefgreifend verändert worden. Die Veränderungen beziehen sich nach Walgenbach insbesondere auf die folgenden Bereiche:

»Deregulierung der Industrie, des Arbeitsmarktes und Finanzsektors; globale Öffnung der Märkte für Kapital, Güter und Personen; Beseitigung von Schutzauflagen bezogen auf Arbeitsplatzsicherheit, Umweltschutz und Konsumgüter; Abbau von Subventionen; Intensivierung des Freihandels; Flexibilisierung, Prekarisierung und Entgrenzung der Erwerbsarbeit; Restriktion des Einflusses der Gewerkschaften; Abbau des Wohlfahrtsstaats; Etablierung eines aktivierenden Sozialstaates; strenge staatliche Austeritätspolitik; (Teil-)Privatisierung öffentlicher Aufgaben, Einrichtungen und sozialer Sicherungssysteme (zum Beispiel

Schulen, Krankenhäuser, Wohnungsbau, Rente, Pflegeheime, Nahverkehr, Gefängnisse); Steuererleichterung für Unternehmen und Vermögende etc.« (ebd., S. 44).

Dieser Wandel wird häufig mit der Krise des Keynesianismus und der fordistischen Produktionsweise erklärt und markiert in diesem Sinne den Übergang vom Fordismus zum Postfordismus. Letzterer ist durch neue Produktionsformen (wie *just-in-time production* und *lean production*) und Arbeitsorganisationsformen wie Teamarbeit, flache Hierarchien und flexible Spezialisierung gekennzeichnet. Dies hatte nicht zuletzt Einfluss auf die Subjektkonstitution – dazu später mehr – und das Bildungssystem.

Mit der Entwicklung der Rational-Choice-Theorie durch Gary Becker, Theodore Schultz und Jacob Mincer wurde die Annahme vom Menschen als *homo oeconomicus* auf Bereiche wie Bildung und Familie übertragen. Menschen werden nun als Unternehmer ihrer selbst angesehen, die nach Verbesserung ihrer Wettbewerbsposition streben und deshalb etwa Bildung als Investment begreifen.

Trotz vieler Versuche der historisch-systematischen Einordnung ist noch nicht bestimmt, wann genau Anfang und Ende dieser, aus materialistischer Sicht interpretierbaren Phase im Kapitalverhältnis einzuordnen sind. So kann der Beginn mit der Krise der keynesianischen und fordistischen Synthese in den 1970er Jahren angesetzt werden oder aber erst mit dem globalen Siegeszug neoliberaler Reformpolitik in den 1990er Jahren. Die Bestimmung des Endes ist ähnlich variabel möglich. Es gibt Vorschläge, die Finanzkrise von 2008 als Endpunkt der neoliberalen Phase zu deuten, aber auch den Hinweis, dass der Neoliberalismus sich trotz seiner offensichtlichen Krisentendenzen in veränderter Form behaupten (Crouch, 2011) oder sich sogar in Ermangelung alternativer Vorstellungen sozialen Lebens als einzig möglicher Entwicklungspfad präsentieren konnte: »If anything, the neoliberal measures of recent decades have been intensified; the costs of restructuring since 2008 have been imposed on the majority of the population, rendering the lives of increasing numbers of people insecure and vulnerable« (Postone, 2012, S. 234).¹ Und schließlich mehren sich die Stimmen, die im Lichte des autoritären Populismus der letzten Jahre und der neuen Rolle des Staates während der COVID-19-Pandemie von einem herandämmernden Ende des Neoliberalismus sprechen (siehe etwa Crouch, 2018).

Gleichwohl spricht im Sinne einer vulnerabilitätstheoretischen Gegenwartsdiagnose Vieles dafür, sowohl in struktureller Hinsicht als auch im Hinblick auf soziale Kräfteverhältnisse und Praxen nicht leichtfertig von einem definitiven Endpunkt des Neoliberalismus zu sprechen. Wir folgen daher der oben referierten Ar-

1 »Wenn überhaupt, wurden die neoliberalen Maßnahmen der letzten Jahrzehnte verschärft; die Kosten der Umstrukturierung seit 2008 wurden der Mehrheit der Bevölkerung auferlegt, wodurch das Leben von immer mehr Menschen unsicher und verletzlich wurde« (Übersetzung D.B. & M.K.).

gumentation für eine kritisch-analytische Verwendung des Begriffs, um vor diesem Hintergrund eine der zentralen Tendenzen neoliberaler Verhältnisse, nämlich den Drang zur Optimierung und damit verbundene Verletzungspotenziale, in den Blick zu nehmen.

Vom Ende der Optimierbarkeit?

Neoliberale Konzepte zielen auf eine Übertragung ökonomischer Rationalitäten auf andere gesellschaftliche Bereiche. Historischer Ausgangspunkt war zunächst die Veränderung von Produktionsabläufen am Übergang vom Fordismus zum Postfordismus. Damit wurde das Modell des Wettbewerbs um verknappte Ressourcen, den Erhalt des Status oder auch Aufstiegs- und Weiterentwicklungsmöglichkeiten ein gutes Stück universalisiert. Die Folgen waren ein erhöhter Druck und verstärkte Konkurrenz in der Arbeitswelt, sowie ein Steigen des individuellen Drucks auch in anderen Lebensbereichen. Parallel dazu trat eine gewisse Attraktivität des Neoliberalismus zutage, die vor allem in dessen Bezugnahme auf Bedürfnisse wie Freiheit und Autonomie liegt (Walgenbach, 2019, S. 48ff.). Im Folgenden wird unter »Optimierung« daher zunächst eine Tendenz im Kapitalverhältnis verstanden, die an erweiterte Subsumtionsprozesse anknüpft. Die Voraussetzung der Optimierung als kapitalistische Referenzgröße bildet die grundsätzliche Möglichkeit, die Kapitalverwertung durch Intensivierung der Arbeitskraft zu steigern. Unter neoliberalen Bedingungen bedeutet »Optimierung« die Ausschöpfung des Reservoirs an Arbeitskräften, das heißt eine tendenzielle Senkung der Lohnkosten durch höheres Angebot sowie die Senkung der staatlichen Sozialausgaben zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit gegenüber anderen Nationalstaaten (Hirsch, 1995). Der von Boltanski und Chiapello (2003) so bezeichnete »neue Geist« des kapitalistischen Zugriffs auf gesellschaftliche Sphären hat seinen smarten Kern genau darin, alle sozialen Zusammenhänge schrankenlos unter Prämissen der Unternehmensführung zu fassen und zugleich an die Einzelnen zu delegieren. Damit verknüpft ist die Aktivierung der Menschen zur Annahme der jeweils angebotenen Lohnarbeit (Atzmüller, Hürtgen & Krenn, 2015). Optimierung und Selbstoptimierung durchdringen Alltagsvollzüge in unterschiedlicher Weise (Klopotek & Scheiffle, 2016). So scheint der Bandbreite von Optimierungspraxen auf den ersten Blick kaum Grenzen gesetzt. Sie reichen von der Gestaltung des eigenen Körpers, der Partner*innensuche, der Kindererziehung bis tief in die Bereiche der Lohnarbeit hinein, die nun ebenfalls zeitlich, räumlich und projektförmig als »entgrenzt« charakterisiert werden (Pongratz & Voß, 1998). Jürgen Straub spricht in diesem Zusammenhang von einer »Optimierungskultur« (Straub, 2019).

Doch nicht nur die Subjekte, auch Institutionen wie Unternehmen, Fabriken, Universitäten, Schulen oder Staaten, sollen schöner, schlanker, flexibler und atmend optimiert werden. Dabei geht es in organisationaler Perspektive um Effizienzsteigerung durch Messen und Überwachen, die sich in technischer Hinsicht durch Möglichkeiten

digitaler (Selbst-)Überwachung ergänzen. Techniken wie das Selftracking werden von Menschen auch freiwillig im Sinne eines *quantified self* zur Selbstoptimierung genutzt (Duttweiler et al., 2016). In diesem Zusammenhang werden menschliche Körper noch deutlicher zur Ressource für ökonomische Optimierungsprogramme – individuelle Lebensführung und ökonomische Zwänge fallen in eins. Perfiderweise erzeugt die mit jenem Selftracking einhergehende Erhöhung der Leistungsfähigkeit noch den Eindruck der Selbstermächtigung (Maschewski & Nosthoff, 2021). In dieser Totalen bilden Optimierung, Selbstmanagement, Selbstformierung und Selbstinszenierung einen ideologischen und praxeologischen Zusammenhang, der die klassischen Grenzmarkierungen und Interventionspunkte ins Wanken bringt: Selbst- und Fremdkontrolle, Regulierung und Deregulierung oder schlicht Arbeit und Freizeit sind unter diesen Bedingungen nicht mehr trennscharf zu verhandeln.

Unterdessen scheint die Perspektive der Vulnerabilität die Dominanz des Optimierungsdiskurses gewissermaßen auszuhöhlen. Vulnerabilität umkreist im sozialwissenschaftlichen Diskurs das Potenzial der Verletzung, wohingegen die Optimierung nach dem Potenzial der Verbesserung fragt. Dennoch stehen Optimierung und Vulnerabilität, so unsere These, in einem prekären Wechselverhältnis. Das damit angesprochene Aufschwimmen von einem Ende der Optimierbarkeit dürfte mittlerweile im sozialwissenschaftlichen Diskurs nicht mehr auf allzu große Einwände stoßen. Zu deutlich tritt die Vulnerabilität eines dem Anspruch nach sich permanent optimierenden Systems insbesondere auf sozioökonomischer, ökologischer und aktuell natürlich epidemiologischer Ebene zutage: Finanzkrise, Klimawandel, Prekarisierung, Abstiegsgesellschaft und nicht zuletzt die COVID-19-Pandemie – die Liste ließe sich verlängern. Noch vor wenigen Jahren schien die Geschichte in den Theoriedebatten eine andere Richtung zu nehmen, zu hegemonial wirkten die Optimierungsversprechen und Postulate von Leistung, Schönheit, Flexibilität und anderem für das gesellschaftliche System und das Selbst.

Doch mit der Krise der gesellschaftlichen Dimensionen geraten auch deren passförmige Idealtypen ins Wanken. Denn Optimierung bildet mithin einen »stummen Zwang« (Marx), der mit dem Zwang zur Selbstverwertung erzeugt wird und verstärkt Konkurrenz, Angst und Aggression hervorruft, wie Ottomeyer bereits Ende der 1970er Jahre feststellte (1977, S. 80ff.). Vor diesem Hintergrund wird mittlerweile häufiger darüber diskutiert, welche gesundheitsbezogenen Folgen die veränderte Arbeitswelt hat und inwiefern etwa eine Zunahme von Depressionen damit zusammenhängt (Schmiede, 2011; Fuchs, Iwer & Micali, 2018). So produziert der »Typus des smarten Selbstoptimierers zugleich sein Gegenüber: das unzulängliche Individuum« (Bröckling, 2007, S. 289). Auch die Rückkehr des nie verschwundenen autoritären Charakters lässt sich aktuell etwa über die Reinszenierung klassischer Geschlechterstereotype in adoleszenten Communities nachzeichnen (siehe der Beitrag von Lahl in diesem Band). Allgemein hat die »Polarisierung von Gewinnern und Losern [...] im Neoliberalismus zugenommen. Über die Letzten darf man sich mittlerweile in offener Schadenfreude äußern. Viele die sich auf dem absteigenden Ast befinden, werden von *Überzähligkeitsangst* erfasst« (Ottomeyer, 2020, S. 362).

Diesem Phänomen soll auch im vorliegenden Buch nachgegangen werden, indem der Blick insbesondere auf die vulnerablen Schattenseiten des Optimierungsregimes gerichtet wird. Diese können jedoch nur kritisiert werden, wenn die Kritik auch imstande ist, ihre eigenen Maßstäbe auszuweisen. In den genealogischen Debatten geschieht dies häufig im performativen Modus über das *Wie* der Subjektivierungsweise (Burghardt, 2018). Exemplarisch hierfür kann Bröcklings eigene Kritik an seinem unternehmerischen Selbst ins Feld geführt werden. Bröckling entziffert in seiner Diskursanalyse von Managementliteratur, Handreichungen, Trainingsmanualen und Lehrbüchern nicht nur eine totalitäre Anrufung des Selbst, sondern gerät – so die Kritik – selbst zu einem heteronomen Determinismus. Da die Diskurse kein Außen mehr kennen, scheinen die Kritikmöglichkeiten unter Bedingungen der Subjektivierung der Arbeit verstellt. So fordern die Programme etwa »Distinktion statt Konformität, Überschreitung statt Regelbefolgung, kurzum: Sie fordern, anders zu sein. Kritik steht damit vor der nicht minder paradoxen Aufgabe, anders anders zu sein« (Bröckling, 2007, S. 285). Demgegenüber möchte Bröckling performativ »die Zumutungen« sichtbar machen, »welche die Subjektivierungsregime den Einzelnen abverlangen« (ebd., S. 44). Er begibt sich auf die Suche nach Spielräumen, die das Regime selbst hervorbringt. Denn: »Kein unternehmerisches Selbst ohne Entscheidungsfreiheit, aber die Nötigung, zwischen Alternativen zu wählen, bietet immer auch die Möglichkeit, sich anders zu entscheiden, als es das Regime der unternehmerischen Selbstoptimierung nahelegt« (ebd., S. 285).

Indes sind die Grenzen der Handlungsoptionen innerhalb der Koordinaten der Konkurrenz eng abgesteckt. Managementdiskurse machen die Lohnarbeitsverhältnisse zur sozialtechnologischen Ressource und vereinnahmen diese. Wie kann also Selbstzurichtung kritisiert werden, wenn daran auch die Selbstermächtigung geknüpft ist? Wie überhaupt von einem Selbst sprechen, wenn dieses vielleicht bloß der Output eines Optimierungsprogramms ist? Die Rede von der Optimierung wird ideologisch, sobald – in den Worten Adornos (2003b [1954]) – das »Dasein zugleich [...] seine eigene Norm proklamiert« (S. 477).

Mit der Kategorie der Vulnerabilität soll nun der Versuch unternommen werden, einen anderen Maßstab einer Kritik an der neoliberalen Subjektivierungsform und einen Analysemodus der Krise auszuweisen. Denn die Optimierungspraxen stellen nicht selten einen ungegläubten Glauben mit deutlichen Grenzen dar, wie auch die einzelnen Beiträge in diesem Band immer wieder vor Augen führen. Dabei liegt *ein* Schwerpunkt auf den materiellen Bedingungen der Subjektivierung. Wir gehen also davon aus, dass nach der neoliberalen Subjektivierung dessen Subjekt sich als ebenso stabil beziehungsweise instabil zeigt wie das System. So wirken in einer »demobilisierten Klassengesellschaft« (Dörre, 2018) mit stetig zunehmenden »Bullshit-Jobs« (Graeber, 2018) und der gleichzeitigen Wiederentdeckung sogenannter »systemrelevanter« (Care-)Arbeiten während der COVID-19-Pandemie die Maßgaben an das unternehmerische Selbst fast schon selbst wie ein ironischer Anachronismus. Unter Bedingungen der Prekarisierung ließe sich mit Nachtwey danach fragen, was aus Praxen der Optimierung wird, wenn aus einer »Gesellschaft des Aufstiegs und der In-

tegration« eine Gesellschaft »des sozialen Abstiegs, der Prekarität und Polarisierung« (Nachtwey, 2016, S. 8) geworden ist. Und es müsste wohl die Frage danach, was nach dem bereits von Adorno diagnostizierten Spätkapitalismus kommt, unter Bedingungen der globalen Pandemie und der damit verknüpften Normalität von Quarantäne, Lockdown oder Social Distancing neu gestellt werden.

Zur Frage nach der Vulnerabilität

Der Begriff der Vulnerabilität ist in den letzten Jahrzehnten in vielen Wissenschaften zu einem zentralen Topos avanciert. Er tauchte zunächst im Bereich der medizinischen Wissenschaften, der Naturwissenschaften und der Ökonomie auf. Unterdessen ist insbesondere in Bereichen Ökologie und Geografie, aber auch in der Informatik- und den Ingenieurwissenschaften von verschiedenen Vulnerabilitäten, häufig im Sinne der Systemanfälligkeit, die Rede. Neuerdings haben auch die Psychologie und die klassischen Sozial- und Kulturwissenschaften das Thema der Verletzbarkeit für sich entdeckt. Und schließlich lässt sich für den deutschsprachigen Raum der Erziehungswissenschaft, dem auch die Herausgeber dieses Bandes zugerechnet werden, seit einigen Jahren ein verstärktes Interesse an diesem Begriff nachweisen (Burghardt et al., 2016; Burghardt et al., 2017; Stöhr et al., 2019).

Wir halten diesen Diskurswechsel auf mehreren Ebenen für plausibel und notwendig. Denn die eben dargelegte interdisziplinär verstärkte zu konstatierende Verwendung der Kategorie der Vulnerabilität kann mit einer Reihe von ganz unterschiedlichen Entwicklungen in Verbindung gebracht werden, die es notwendig erscheinen lassen, die Vulnerabilität von Gegenständen, Systemen, Gruppen oder Individuen stärker zu berücksichtigen. Ohne hier ins Detail zu gehen, seien als Schlagworte für diese Entwicklungen genannt: ökologische Katastrophen, Armut, Finanzkrise, Pandemien, Hackerangriffe oder globale Kriegszustände und Fluchtsituationen.

So weit wie diese Entwicklungen auseinanderdriften, ist auch die Definition von »Vulnerabilität« ausgelegt. Bürkner zufolge lässt sich der gemeinsame Nenner der verschiedenen Zugänge wie folgt fassen:

»Unter »Vulnerabilität« wird die Verletzlichkeit oder Verletzbarkeit einer Person, einer sozialen Gruppe, eines Gegenstandes oder eines Systems angesichts bestehender Gefährdungen, Risiken, Krisen, Stress, Schocks oder bereits eingetretener schädigender Ereignisse verstanden. Die Verletzung oder Schädigung bedeutet in der Regel, dass wichtige Funktionen eingeschränkt oder nicht mehr vorhanden sind. Eine wesentliche Bedingung der Vulnerabilität besteht in unzureichenden Bewältigungskapazitäten der Individuen, Gruppen oder Systeme« (Bürkner, 2010, S. 24).

Überdies wird der Begriff metaphorisch genutzt und entfaltet ein breites Bedeutungsspektrum von »Verletzung«, »Verlust«, »Kränkung« über »Schulden« hin zu

»Schlappe«, »Schlag« oder »Niederlage«. Diese weite Definition lässt sich historisch und diskursgeschichtlich systematisieren:

Historisch ist die Entwicklung eines Bewusstseins dafür, dass Krankheiten, Leiden, Armut, Gewalt nicht als unabänderliches Schicksal hinzunehmen sind, sondern durch die Menschen beziehungsweise die Gesellschaft zumindest mitbedingt sind und überwunden werden können, ein Ergebnis der Aufklärung. Heute wird die Behauptung, menschliches Leiden sei einfach hinzunehmen oder gar als das Ziel oder der Sinn des Lebens zu verstehen, kaum noch Zustimmung finden. Vielmehr gilt die Unterstellung, dass Menschen Lebewesen sind, die primär nicht leiden wollen – und, wie hinzufügen wäre, auch nicht müssen. Zumindest unter den Vorzeichen der Neuzeit scheint die Erfahrung von Verletzung, Leiden oder Schmerz stets mit der Forderung nach deren Aufhebung oder Überwindung gekoppelt zu sein. Das sich sukzessive entwickelnde Vulnerabilitätsbewusstsein, welches Schmerz und Leiden nicht mehr als gottgewollt, sondern als menschengemacht und damit auch als aufhebbar anvisiert, ist ein Produkt der modernen Gesellschaft mit ihren sich ausdifferenzierenden Wissenschaften. Als durchaus signifikant für diese Entwicklung können die Fortschritte gelten, die etwa die neuzeitliche Medizin unternommen hat, um eine möglichst weitgehende Schmerzfreiheit kranker (und auch gesunder) Menschen zu erreichen.

Diskursiv zeigt sich dieser bereits skizzierte *vulnerable turn* in den einschlägigen Debatten der neueren Sozialwissenschaften. Eine der ersten Grundlegungen dieser Linie bildet vor allem Ulrich Becks *Risikogesellschaft* (Beck, 1986). »Risikogesellschaft« ist eine gesellschaftsdiagnostische Bezeichnung für eine Art sozialer Verwundbarkeit, die eng mit den oben skizzierten Entwicklungen des Neoliberalismus korrespondiert. Im Mittelpunkt steht hierbei eine soziologische Modernisierungstheorie, zu deren zentralen Elementen die These eine Pluralisierung und Individualisierung der Lebensstile gehört (Dederich & Burghardt, 2019). Im erweiterten Anschluss an Becks Analyse rückt seitdem neben das Subjekt-Ideal, das sich vor allem durch Autonomie, Kompetenz, Empowerment, Eigenverantwortung, Gesundheit, Resilienz und selbstverständlich Optimierbarkeit auszeichnet – ein vulnerables Selbst, welches durch permanente »Aktivierung« (Lessenich, 2008), »Selbstverlust« (King & Gerisch, 2009), »Entfremdung« (Jaeggi, 2016), »Singularisierung« (Reckwitz, 2017) oder »Resonanzverlust« (Rosa, 2016) ein prekäres, fragiles und krisenförmiges Selbst- und Weltverhältnis beschreibt.

Freilich wird mit einer solchen Typisierung noch wenig über den anvisierten Maßstab der Kritik verraten. Nicht wenige vulnerable Idealtypen bleiben inhaltlich unterbestimmt, da sie nichts über die inneren Beweggründe der Einzelnen verraten. Auch können Menschen an verschiedenen Sachverhalten leiden und auf individueller Ebene wiederum einen durchaus gegensätzlichen Umgang mit Leiden finden. So bleibt aus einer sozialpsychologischen Sicht bislang offen, inwiefern das vulnerable Subjekt nicht auch ein manipulativer Typus ist, den ein Mangel an Bindungsfähigkeit auszeichnet, der die Mittel als Selbstzwecke libidinös auflädt und zur konformistischen Rebellion neigt (Eichler, 2012). Überdies zeigt sich vor dem Hintergrund einer sich in der Bundesrepublik Bahn brechenden »autoritären Revolte« (Weiß, 2017) ein weiteres

Problem des Vulnerabilitätsbegriffs, der kategoriale Unschärfen aufweist, wenn etwa der Opferstatus zu einer attraktiven Subjektposition des autoritären Charakters gerät und soziale Kämpfe auch darüber entscheiden, wer diesen für sich beanspruchen kann. Diese Dialektik der Aufklärung zeigt, dass Liberalismus und Emanzipation von ihren ökonomischen und geschlechtlichen Dimensionen nicht zu trennen sind. So nehmen den Universalismus des Leidens rechte und/oder kulturrelativistische Positionen der Gegenaufklärung gleichermaßen für sich in Anspruch (Brunner et al., 2016).

Der vorliegende Band umfasst also einen recht weit umrissenen Gegenstand, den wir mit dem Begriff der Verletzungspotenziale übersetzt haben. Im Sinne einer Heuristik bestimmen wir dieses Potenzial vorläufig auf drei Ebenen:

1. Vulnerabilität kann als eine anthropologische Konstante aufgefasst werden, die alle Menschen betrifft. Hierbei wird von der Verletzbarkeit als einem unhintergehbaren Faktum der menschlichen Existenz ausgegangen. Dabei können unterschiedliche Formen der anthropologischen Verletzbarkeit identifiziert werden, die von der leiblichen Integrität bis hin zur symbolischen Verletzbarkeit reichen (siehe dazu Burghardt et al., 2016).

Der damit unternommene Versuch einer *anderen* Anthropologie steht durchaus antagonistisch zu den oben skizzierten Diskursen der Optimierung, indem diesen eine ganz elementare Verwundbarkeit entgegengehalten wird, die nicht selten aus Optimierungsprogrammen resultiert (Burghardt et al., 2017, S. 157–160).

2. Gleichwohl unterliegt die anthropologische Ebene historischen Wandlungsprozessen und korrespondiert daher mit der Vulnerabilität als individueller Disposition. Hieran schließen insbesondere therapeutische Diskurse an, welche subjektives Leiden als potenziell bearbeitbar beziehungsweise heilbar auffassen. Historisch kommt hier der Psychoanalyse eine zentrale Rolle zu. Denn ein Anliegen der Psychoanalyse ist es, das individuell und kulturell unterdrückte Triebchicksal aufzudecken, ihm die Qualität der Krankheit zu nehmen und dadurch Leiden zu lindern oder wenigstens »hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln« (Freud & Breuer, 1885d, S. 312). Damit überdauert in der Psychoanalyse ein altes Junktum, wonach Erkenntnis und Heilung aufeinander bezogen sind.
3. Indes kann gegen die gegenwärtigen Tendenzen einer therapeutischen Subjektivierung und gleichzeitigen Pathologisierung des Leids festgehalten werden, dass Vulnerabilität immer auch eine soziale Position markiert. Hiervon zeugt nicht zuletzt die Rede von vulnerablen Gruppen, die sich einerseits an generationalen Linien, andererseits aber auch an Klassenpositionen entlang ausbuchstabieren. Vulnerabilität bildet mithin eine gesellschaftliche Kategorie, deren potenzielle Aufhebung in den Worten Adornos nicht bei dem Einzelnen liegt, »der das Leid empfindet, sondern allein bei der Gattung, der er dort noch zugehört, wo er subjektiv sich von ihr lossagt und objektiv in die absolute Einsamkeit des hilflosen Objekts gedrängt wird« (Adorno, 2003a [1966], S. 203).